

Karl Blaser

Die Stille im Dorf

Roman

neobooks



„Die Sonne geht an
keinem Dorf vorüber“

(Afrikanisches Sprichwort)

*Allen Frauen,
denen Unrecht und
Gewalt widerfährt*

Impressum:

Text: © Copyright by Karl Blaser, Köln
www.karlblaser.de

Umschlag: Harry Bessler-Herrmann, Köln

Druck: epubli, ein Service der neopubli GmbH, Berlin
Printed in Germany, 2018



Prolog

Wenn es Nacht wird, gehen die Menschen im Dorf spielen. So nennen sie es, wenn sie sich im Winter in ihren Häusern treffen, um sich Geschichten zu erzählen. Der Winter ist die Zeit alter Geschichten. Das Dorf erinnert sich. Nicht wie die Stadt, die alles vergisst.

Da ist zum Beispiel die Geschichte von der Eule, die schon seit Jahr und Tag im Kirchturm wohnt. Die Kapelle ist mit grau-blauem Schiefer beschlagen, sie sieht aus, als sei sie mit lauter kleinen, sich überlappenden Pfannkuchen belegt. Die Glocke im Turm schlägt dreimal am Tag: *bim bam bim bam, bim bim bam bim bam, bim bam bim bam*. Ihre hohen Töne ziehen über die grünen Hügel mit dem ewig grauen Himmel. Nur selten verirrt sich ein Fremder in diese Gegend, von der es heißt, dass sie trostlos sei und arm. Der Himmel über der Eifel ist einsam, und die Erinnerung kommt und geht wie ein alter Hund.

Einmal, auf einem Jagdausflug, soll der preußische Kaiser aus dem fernen Berlin zufällig hier im Dorf aufgetaucht sein. Hoch zu Ross sei er durch die schlammige Straße geritten, geradeaus, ohne abzusteigen. „Schade, dass hier Menschen wohnen“, soll Wilhelm II. in seinen Bart gegrummelt und nicht einmal dem Dorfvorsteher einen Blick zugeworfen haben. Von diesem Preußen war nichts zu erwarten, und doch ha-

Prolog	5
Erstes Buch – Der Krieg	7
Zweites Buch – Aufbruch	263
Drittes Buch – Entscheidungen	363
Nachwort	411
Liste der wichtigsten Romanfiguren	416

ben sie dem Kaiser den Nürburgring zu verdanken. Er war es, der in dieser menschenleeren Gegend die Idee hatte, eine ewige Rennstrecke zu bauen. Hier und nirgendwo anders sollte sie entstehen. Das ist schon lange her. Aber die Menschen im Dorf haben die Geschichte vom Jagdausflug des Kaisers nicht vergessen, und sie erzählen sie sich noch heute, so wie die Geschichte von der alten Eule.

Es heißt, wenn sie im stillen Flug den Kirchturm bei Tag verlässt, hat der Zimmermann einen neuen Sarg geleimt, noch bevor sie wieder zurück ist in ihrem Nest. Alles kündigt sich an: der lange Winter, der trockene Sommer, die fetten und die mageren Jahre, die Freude und der Schmerz, Krankheit, Leben und Tod, Krieg und Frieden.

Das Dorf vergisst nichts.

Erstes Buch – Der Krieg

1

April 1944

Der Fisch war schuld, dass Margarete kopfüber aus dem Fenster fiel. Wie so etwas geschehen konnte? Ohne dass sie jemand geschubst oder gestoßen hatte? Das ist eine gute Frage.

Es ist der Anfang dieser Geschichte.

„Geh und hol die Heringe aus der Tonne im Keller“, befiehlt die Mutter, die in der Küche das Essen vorbereitet, schon zum wiederholten Mal. Anna schleudert ihrer Tochter einen giftigen Blick entgegen.

Margarete rümpft trotzig die Nase.

„Du weißt doch, dass ich Hering nicht ausstehen kann.“

„Morgen ist Karfreitag“, raunzt Anna. „Langsam müsstest du wissen, dass an Karfreitag Fisch gegessen wird. Nirgendwo, auf keinem Tisch hier in der Gegend, wirst du morgen Fleisch auf dem Teller finden.“

„Ich hasse Hering! Ich hasse Hering!“ Margarete schmolzt. Sie stampft mit dem Fuß auf den knarrenden Holzboden.

„Und ich kann es nicht leiden, wenn du nicht hören willst“, antwortet die Mutter. „Eine Frau muss lernen, zu gehorchen. So störrisch wie du bist, kriegst du nie einen Mann.“

Ihr Vater Johann, der ebenfalls am Küchentisch sitzt und mit Jupp und Rudi am heiligen Nachmittag Karten spielt, wirft der Tochter einen strengen Blick zu.

„Stimmt. Deine Mutter hat Recht. Nun geh schon und hol den Hering aus dem Keller“, sagt Johann in scharfem Ton.

Jupp und Rudi konzentrieren sich auf das Blatt in ihren Händen. Ihnen ist es egal, was bei Familie Gross an Karfreitag auf den Tisch kommt. Unruhig rutschen sie auf ihren Stühlen hin und her. Das Spiel läuft nicht gut. Sie haben schlechte Karten auf der Hand.

Draußen erwacht der Frühling. Er kommt spät in diesem Jahr. Es ist ein sonniger Gründonnerstagnachmittag. Die Bauern des Dorfs schwitzen auf ihren Feldern. Die Saat muss in die lehmige Erde. Es ist höchste Zeit. Im Dorf herrscht Arbeitsstimmung. Die Tage sind noch kurz. Nur Johann sitzt gelassen mit den zwei Rentnern in seiner gut beheizten Küche und hat Besseres zu tun, als sich auf dem Feld abzurackern. Das Pflügen, Eggen und Säen überlässt er anderen: Marek, seine Frau Marsena und seine Tochter Hanka sind es, die auf Johanns Feldern malochen müssen. Die drei ‚Polacken‘, wie Johann sie nennt, leben seit Kriegsausbruch auf seinem Hof. Es sind polnische Zwangsarbeiter, Fremdarbeiter genannt, die nachts im Stall bei den Tieren schlafen und tagsüber von früh bis spät für den Ortsbauernführer schuftet müssen. Johann und die anderen Bauern im Dorf empfinden nichts Unrechtes dabei, dass die ‚Untermenschen‘, wie sie beschimpft werden, ohne Lohn und erst recht ohne Dank ihre schwere Arbeit tun. Johann ist besonders streng mit den Polen. Er hat Marek verboten, ihm ins Gesicht zu sehen. An diesem Nachmittag ist der reiche Bauer guter Laune, hat er doch gerade beim Karten-

spiel eine Glückssträhne: Jupp und Rudi verlieren eine Partie nach der anderen, und neben Johans vollem Schnapsglas türmen sich die Kupferpfennige, die er den beiden aus der Tasche gezogen hat.

Margarete hat sich aus der Küche gestohlen, aber anstatt in den Keller zu gehen, wie alle denken, ist sie schmollend in ihr Zimmer im ersten Stock geflüchtet und hat sich dort eingeschlossen. Die Neunzehnjährige hasst diesen Bauernhof! Nicht um alles in der Welt kann sie sich erklären, warum die göttliche Vorsehung sie hier, ausgerechnet über einem Bauerndorf in der Vulkaneifel, abgeworfen hat. Weder dem Land noch dem Hof kann sie etwas Positives abgewinnen. Als kleines Mädchen hat sie geträumt, dass sie auf eine lange Reise geht; dass ein Engel einschweben und sie an einen Ort tragen werde, an dem sie glücklich ist: wo sie schicke Kostüme anhaben darf; wo sie ihr hübsches braunes Haar nicht mehr unter einem Kopftuch, und ihre langen Beine nicht unter einem dicken wollenen Rock verbergen muss. Aber Margaretes Traum bleibt ein Traum. Nichts geschieht, und dabei ist sie schon fünf Jahre aus der Dorfschule entlassen. Niemand kommt, der sie mitnimmt auf eine Reise. Der Engel lässt auf sich warten.

Stattdessen ist Krieg.

„Warum immer ich“, fragt sie sich. „Warum krieg ich immer nur den Zipfel von der Wurst?“ Und sie gibt sich selbst die Antwort: „Weil außer mir niemand da ist.“

Margarete hat noch einen Bruder, Micha, der ist nur zwei Jahre älter als sie, und alle sagen, er sei auch klüger. Margarete findet das ungerecht. Aber an dem, was die Leute sagen, ist was dran: In der Schule hat Micha immer ihre Hausaufgaben gemacht und ihr vorgesagt.

Für Margarete war das bequem. Sie hatte Micha im Rücken, auf den Bruder konnte sie sich verlassen. Alle Kinder des Dorfs saßen in einem Raum. Die Kleinen vorn, die Großen hinten. Vorne die Tafel, hinten an der Wand die Weltkarte mit dem Globus, der aussah wie ein bemaltes Osterei. Es waren viele Kinder, und es waren viele Jungs. Die sind nun alle im Krieg, so wie ihr Bruder. Auch er, wie alle jungen Männer, ist eingezogen und unter Waffen gestellt worden. Einige sind in Italien, andere in Frankreich. Sogar aus Afrika kam Feldpost mit einem Foto von dem kleinen Herbert. Der hätte viel zu erzählen gehabt, wenn er wiedergekommen wäre. Aber vor drei Monaten ist er gefallen. Micha haben sie an die Ostfront abkommandiert, nachdem er nur kurz im lothringischen Pont-à-Mousson eine Grundausbildung am Gewehr erhalten hat. Von dort ist sein letztes Lebenszeichen, ein zerknitterter Brief, angekommen. Er hat alle schön grüßen lassen und geschrieben, dass er in der Kirche Sankt-Martin des kleinen Städtchens, das am Fuß eines Hügels gelegen sei, am Sonntag dem französischen Priester als Messdiener assistiert habe.

„Es war alles genauso wie bei uns. Hier sprechen sie in der Kirche auch Latein“, hat er geschrieben. „Mir scheint, die Franzosen haben denselben Gott wie wir.“

Margarete zweifelt daran. Das Reich hat doch allen, auch den Franzosen, den Krieg erklärt. Es hat die Welt besetzt, und in Deutschland ist jetzt Hitler der Gott.

„Macht euch keine Sorgen. Ich komme bestimmt bald gesund nach Hause. Der Krieg dauert nicht lange“, war noch in Michas Brief zu lesen. Es ist eine Weile her, dass sie dieses letzte Lebenszeichen von ihm erhalten haben.

Wenn Margarete eines hasst, dann ist es Fisch. Erst

recht Hering. Pfui Teufel! Nicht nur, dass sie keinen Fisch essen mag: Sie kann Fisch nicht riechen. Schon der kleinste Luftzug, der den typischen Geruch weiterträgt, verursacht bei ihr auf der Stelle Brechreiz. Aber darauf scheint niemand da unten in der Küche Rücksicht zu nehmen. Ihr unüberwindlicher Ekel ist denen völlig egal. In den Keller soll sie hinabsteigen und vier übelriechende Heringe aus der immer noch halbvollen Tonne herausfischen. Einen für sie, einen für die Mutter, zwei für den Vater. Schon beim Gedanken, diese dicht verschlossene Holztonne zu öffnen, wird ihr auf der Stelle schlecht. Sofort würde der Gestank entweichen und sich im ganzen Haus festsetzen. Er kriecht überall hin, wie die Ratten. Noch Tage später ist er zu riechen. Sie weiß nicht, wie alt die Leichname sind, die in der Tonne lagern. Ihre Mutter hat die Ladung im letzten Herbst, oder war es der vorletzte oder der vorvorletzte, so genau kann Margarete sich nicht mehr erinnern, von einem fliegenden Händler gekauft und in einen Sud aus Wasser und Pökelsalz eingelegt. Salz konserviert. Damit kann man sogar Leichengeruch überdecken. Dann hat die Mutter das Fass luftdicht mit einem Gummiring zwischen Deckel und Gefäß verschlossen, wo die Fische in ihrem Salzgrab offenbar bis in alle Ewigkeit, Amen, haltbar sind. Bei Bedarf an Frei- oder Feiertagen landen sie stinkend auf dem Teller. Der Vater kann gar nicht genug davon kriegen, er allein isst mindestens zwei Heringe auf einen Streich, und da Margarete dankend verzichtet, würgt er anschließend, laut schmatzend, auch noch einen Dritten herunter. Übelriechend eingelegte Heringe gibt ihnen der Winter, frische Süßwasserforellen dagegen bringt der Sommer. Die Dorfburschen bringen sie heim, sie fangen die Forellen mit bloßen Händen aus dem klei-

nen Eschbach oder aus der etwas größeren Elz, die sich unweit vom Dorf durch die Täler schlängeln, bevor sich der Eschbach in die Elz und die Elz in die Mosel und die Mosel in den Rhein ergießen. Der Fischfang der Dorfjungen geschieht natürlich heimlich. Fischen und Jagen sind strengstens untersagt. Wer das Verbot missachtet, der muss „ins Dipo“, wie sie hier sagen; der landet im Gefängnis. Der Jagdpächter aus Düsseldorf namens Hugo Sander, ein reicher Industrieller, hat die Jagdrechte gepachtet, und ihm allein gehören alle wilden Tiere und die Fische. Er bedroht jeden Jungen mit Anzeige, aber bis jetzt hat es noch keinen erwischt. Gottlob taucht er nur gelegentlich hier auf, so wie früher der Kaiser aus Berlin. Die Hohe Eifel liegt weit vom Schuss. Kein Mensch interessiert sich dafür. Sander hat einen Aufseher eingesetzt: den alten Friedrich mit der Glatze, der am Dorfrand wohnt und ein Jagdgewehr trägt. Aber der lässt eine Fünf grade sein. Toni, sein Ältester, ist als Erster im Dorf gleich zu Kriegsbeginn gefallen. Friedrich verliert kein Wort darüber. Er zeigt keine Gefühle.

Im letzten Sommer, weil die Jungen alle im Krieg waren, ist Margarete allein losgezogen und hat versucht, Forellen zu fangen. Das war ein großer Reinfall. Und zu allem Übel hat Friedrich sie auch noch auf frischer Tat ertappt und ihr die Haarzöpfe langgezogen.

„Wenn ich dich noch einmal erwische, du dumme Göre, dann kommst du nicht mehr so glimpflich davon. Ich werd's deinen Eltern stecken“, hat er geschrien, und sie war weggelaufen. Friedrich hatte den Vorgang aber nicht gemeldet.

Das wilde Getier der Eifel ist Sanders Eigentum, aber die Dorfjungen lassen sich davon nicht beeindrucken. Und wenn sie zurück sind aus dem Krieg, dann gehen

sie sicher im Sommer wieder auf die Pirsch. Dann legen sie am Ufer des Eschbachs wieder ihre Mannesprobe ab. Sie suchen einen jungen Grünfrosch oder eine kleine Kröte, spießen sie auf einer Weidenrute durch Mund und After auf und braten sie über dem Lagerfeuer. Jeder Junge im Dorf, der Vierzehn geworden ist und die Schulzeit beendet hat, muss diese Kröte schlucken. Wer es nicht tut, der wird bis auf die Unterhose ausgezogen, bekommt den Arsch versohlt und muss, mehr oder weniger nackt, ins Dorf nach Hause laufen, und alle können dann sehen, dass er die Probe nicht bestanden hat und eine Memme ist. So einer hat es später schwer, ein Mädchen aus dem Dorf zu freien. Toni war einer davon, aber nun ist er ja gefallen. Der Grünfrosch, das muss noch gesagt werden, ist immer stark verschmort, sodass er mehr nach einem Stück Kohle als nach Fleisch schmeckt. Es ist also halb so schlimm. Margarete, die mehr mit den Jungs als mit ihren Altersgenossinnen gespielt hat, könnte eher einen verkohlten Grünfrosch als eine gebratene Forelle essen. Sie war das einzige Mädchen, das einmal bei dieser männlichen Mutprobe hatte dabei sein dürfen.

Margarete verschmäht nicht nur Fisch in aller Form. Sie hasst auch jede Art der Hausarbeit. Sie kann nicht kochen, und sie macht keinerlei Anstalten, es zu erlernen. Dabei hat ihre Mutter Anna nichts unversucht gelassen, ihr das Kochen und alle übrigen Dinge des Haushalts beizubringen, aber bis jetzt, bis zu ihrem Neunzehnten, sind diese Versuche mehr oder weniger erfolglos im Sande verlaufen. Und Johann kümmert sich nicht um die Erziehung der Tochter. Sie wird schon einen tapferen Mann finden, pflegt er zu antworten, wenn seine Frau Anna ihn darauf anspricht. Die Männer würden Schlange stehen, um seiner Toch-

ter den Hof zu machen. Und in der Tat: Margarete ist eine gute Partie.

„Sie ist noch so jung. Wir werden schon den Passenden für sie auftreiben“, wiegelt ihr Vater stets ab, und er hat noch gar nicht bemerkt, dass der Passende längst um seinen Hof herumgeschlichen ist wie ein läufiger Kater: Niklas, der einzige Sohn von Anne-Kathrin. Aber nun ist auch er im Krieg. Anne-Kathrin, die früh Witwe geworden war, wartet sehnsüchtig auf ein Lebenszeichen von ihrem Sohn. Die Ungewissheit, ob er noch am Leben ist, zerrt an ihren Nerven. Warum meldet sich Niklas nicht? Er ist der Einzige, den sie hat. Ohne ihn ist sie nur schwer in der Lage, ihren kleinen Bauernhof zu führen, sie ist selbst nicht mehr die Jüngste, und die Arbeit eines Bauern hier oben ist für eine Frau allein viel zu beschwerlich. Im November hat Niklas Geburtstag. Dann wird er zwanzig. An runden Geburtstagen, so hatte Anne-Kathrin gehört, gibt es für Frontsoldaten Heimaturlaub. Bis November ist es aber noch eine Weile hin. Da kann noch allerhand passieren. Sieben Monate sind eine lange Zeit, vor allem in Russland.

Ein gutaussehender Bengel ist dieser Niklas. Mit seinem breiten Kreuz, dem blonden Lockenschopf und den kleinen, leuchtend blauen Augen, kann er Frauen leicht den Kopf verdrehen. Seine Wahl ist auf Margarete gefallen. Ausgerechnet auf Margarete, die keinen Fisch mag und nicht kochen kann. Aber Margarete kann so unbekümmert über alles lachen. Nichts nimmt sie wirklich ernst. Als könne ihr nichts passieren; wie eine Marionette, die sicher an ihren Seilen geführt wird, so grazil und selbstbewusst kommt sie daher, als sei das Leben eine Schauspielbude. Margarete ist anders als die anderen Mädchen im Dorf. Sie

entspricht so gar nicht dem Bild einer Bauerntochter. Sie trägt immer ansehnliche Kleider. Ihr dickes langes Haar glänzt in der Sonne, wenn sie es doch einmal wagt, ohne Kopftuch zu erscheinen. Der Vater schimpft deshalb mit ihr.

„Ein deutsches Mädel trägt Zöpfe“, sagt er.

Aber Margarete will kein Mädel sein. Sie will auch nicht, dass man sie ‚Gretel‘ oder ‚Gretchen‘ nennt. Sie ist eine junge Frau. Das ist etwas anderes. Die stehen nicht am Herd. Die werden auch nicht auf dem Feld oder im Stall gesehen. Aber Feldarbeit muss sie ohnehin nicht machen. Dafür hat ihr im Dorf inzwischen unbeliebter Vater, den sie hinter vorgehaltener Hand den ‚Hitlerjohann‘ nennen, seine Polacken.

Bevor Niklas in den Krieg ziehen musste, hat er allen Mut zusammengenommen und Margarete in der Scheune seine Liebe gestanden:

„Willst du meine Frau sein, wenn ich vom Krieg zurück bin?“

Niklas sagte das, als sei er auf dem Weg zum Markttag; als müsse er nur ein paar Einkäufe im Städtchen erledigen und sei abends wieder daheim bei ihr.

„Ja! Ja, Niklas, ja! Ich warte hier auf dich!“

Niklas nahm sie in den Arm. Sie küssten sich, fielen hinterrücks ins Heu.

„Wir werden Kinder haben“, schwärmte Niklas. Er streichelte ihren Bauch. „Viele, viele Kinder.“

„Ja“, antwortete sie. „Viele hübsche Kinder. Aber nicht hier. Nicht hier, in diesem verdammten Nest. Ich will weg von hier. Nur weg. Weg.“

Niklas schwieg. Er wollte nicht darüber nachdenken. Nicht jetzt.

„Glaubst du, dass dein Vater mich akzeptieren wird? Ich habe nicht viel Land unter den Füßen.“

„Ich weiß, ich weiß. Dafür hast du aber umso mehr Liebe im Herzen. Wir gehen weg von hier. Ist doch egal, was mein Vater denkt.“

Daraufhin hatte er ihr unter die Bluse gefasst und sie geküsst. Lange geküsst! Dieser Kuss hat Margarete verändert. Seitdem fragt sie die Mutter ab und an, wie man Kartoffeln kocht und einen Streuselkuchen backt. Das eine oder andere hat sie sogar schon von der Mutter gelernt, wenn auch noch nicht viel. Die Mutter sagt immer, dass die Liebe durch den Magen des Mannes geht, aber Margarete hält das für dummes Zeug. Sie glaubt daran, dass die Liebe einer Frau alles verzeiht, auch, dass sie nicht kochen kann.

Was sie aber niemals zubereiten wird, ist Fisch.

Margarete hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen. Ihr kommt der Gedanke, einfach abzuhaufen, den Nachmittag bei ihrer Freundin Elsbeth zu verbringen. Ihr Blick fällt auf den Apfelbaum, der genau vor ihrem Fenster steht. Seine hölzernen Arme ragen fast bis an die Hausmauern heran, sie muss sich nur etwas vorbeugen, um an einen der dickeren Äste zu gelangen, sich auf den Baum schwingen und schon hat sie es geschafft ihrem Gefängnis zu entkommen.

„Soll den Fisch doch aus dem Keller holen, wer will“, murrte sie. Am Ende wird die Mutter noch auf die Idee kommen, ihr zeigen zu wollen, wie man so einen Hering ausnimmt und verzehrfertig auf den Tisch bringt. Nicht auszudenken ist das. Sie weiß natürlich, dass der Hering zunächst einmal eine Nacht in Süßwasser gelegt wird, damit das Salz entweicht und er nach der langen Zeit in der üblen Brühe genießbar ist. Dann bereitet die Mutter irgend so eine Marinade zu, aus Milchrahm und weißer Teufel was.

Als Margarete sich entschlossen aus dem Fenster im

ersten Stockwerk des alten Bauernhauses lehnt und an einen Ast hangelt, bemerkt sie nicht, dass er morsch ist. Krachend bricht der tote Zweig ab, und Margarete fällt, mit einem lauten Schrei, tief nach unten auf der Streuobstwiese hinter dem Haus. Plumps! Donner-schlag! Stöhnen!

„Was war das für ein Geräusch?“, fragt Anna in der Küche.

„Hab nichts gehört“, antwortet Johann, der in seine Karten vertieft ist und gerade sein erstes Spiel zu verlieren droht.

„Hörte sich wie Margaretes Stimme an.“

„Die hast du doch in den Keller gejagt!“

„Sie müsste längst wieder hier sein“, sagt Anna, wischt sich die Hände an der Schürze ab und verschwindet nach hinten in die Speisekammer, wo es ein kleines Guckfenster zur Obstwiese hin gibt. Anna lugt mit ihrem kleinen Köpfchen aus dem Fenster. Vor ihrer Nase liegt die stöhnende Tochter.

„Mein Gott! Mein Gott! Johann!“

„Ja, was denn?“

„Komm! Komm schnell! Margarete liegt hinten auf der Wiese. Sie krümmt sich vor Schmerzen!“

Johann, dem es recht kommt, das Spiel zu unterbrechen, lässt die Karten fallen. Er eilt in die Speisekammer.

„Mein Gott, Margarete!“

Johann läuft zurück in die Küche.

„Kommt mit, ihr müsst mir helfen! Margarete liegt hinter dem Haus auf der Erde. Sie windet sich in Pein.“

Jupp und Rudi reißt es von den Stühlen. Sie folgen Johann in den Keller, dann durch den dunklen Flur. Aus einem der Räume führt eine Treppe in den Garten.

„Es scheint, als sei sie aus dem Fenster gefallen“, sagt Johann aufgeregt.

„Sieht ganz so aus“, antwortet einer der beiden Skatbrüder.

„Mein Gott, die Arme“, sagt der andere mit piepsiger Stimme.

„Schnell, heben wir sie vorsichtig hoch. Tragen wir sie ins Haus!“

Margarete ist jetzt bewusstlos. Aber sie atmet.

Die Männer schleppen sie nach oben in ihr Zimmer und legen sie aufs Bett.

*

Es ist der zehnte April, Ostersonntag. Das vierte Kriegsostern im vorletzten Kriegsjahr. Während die Menschen im Dorf sich in der Frühe zu Fuß aufmachen, um in der Pfarrkirche Sankt Stephanus im Nachbarort Christi Auferstehung zu feiern, liegt Margarete mit schweren Kopfschmerzen in ihrem Krankenbett. Die Rote Armee befreit an diesem Tag die Stadt Odessa am Schwarzen Meer von der deutschen Besatzung, die dort ihren Nachschub für die auf der Krim stationierte 17. deutsch-rumänische Armee lagert. In Mantua und Verona werden an diesem Tag 935 italienische Juden verhaftet und nach Auschwitz deportiert.

Das Dorf weiß von allen diesen Vorgängen auf der Welt nichts, und Anna hat andere Sorgen. Sie wacht am Bett ihrer Tochter. Seit zwei Tagen hält sie nun schon ihre Hand und wartet auf den Doktor, der längst hätte da sein müssen. Sie schaut aus dem Fenster in die Ferne. Sie spürt, dass das Wetter umschlägt. Ein Windstoß. Die Äste der Bäume auf der Streuobstwiese wanken. Das Dorf hat sich zum Osterhochamt ver-

sammelt. Die Tochter liegt auf dem Bett. Sie schläft. Anna öffnet das Fenster. Dann nimmt sie einen Wasserschoppen, presst ihn über der Wasserschüssel mit beiden Händen aus. Sie legt ihn auf Margaretes Schläfen. Ein Luftzug weht durch den Raum. Ihre Lider zittern, sie schlägt vorsichtig die Augen auf, erkennt das Gesicht der Mutter. Sie lächelt. Aber auf Annas Frage, was denn passiert sei, kann sie keine Antwort geben.

„Kopf“, ist das einzige Wort, das sie hervorbringt.

Margaretes Erinnerung an den Fenstersturz scheint wie weggeblasen. Ihr Atem ist schwach. Sofort schläft sie wieder ein. Anna macht weiter Umschläge aus Kamillenblüten und bandagiert damit Margaretes Kopf. Wo der Arzt nur steckt?

„Der muss jeden Augenblick kommen“, sagt Johann mit lauter Stimme, als er gereizt aus der Kirche wiederkommt und ins Zimmer poltert. „Der kriegt ein Problem, wenn er sich nicht bald hier blicken lässt.“

„Geh“, sagt Anna. „Schau mal nach den Polen. Heute ist Ostern. Da wirst du sie doch nicht hungern lassen?“

Johann verschwindet mürrisch aus dem Raum. Er zieht, wenn auch widerwillig, seine braune Uniform aus, streift seine Hitlerbinde ab. Er schlüpft in seine Arbeitshose. Dann steckt er seinen Kopf wieder durch die Tür des Schlafzimmers. Anna sitzt am Bett, in der Hand einen Rosenkranz.

„Ich schau mal nach, was die Arbeiter treiben. Ich hab sie im Hochamt gesehen. Sind sogar brav zur Kommunion gegangen, die drei katholischen Polacken.“

„Die haben wenigstens einen Gott und ein Gebot“, antwortet Anna mit bitterer Stimme.

„Was willst du damit sagen?“, fragt Johann mit spitzer Zunge.

Anna schweigt. Johann macht einen großen Satz durch die Kammer. Mit einem lauten Schlag verriegelt er das Fenster.

„Willst du Margarete umbringen? Sie holt sich ja noch eine Lungenentzündung bei dem Durchzug“, schimpft er.

„Geh jetzt! Geh, und kümmer dich wenigstens heute mal um den Hof. Lass nicht immer andere deine Arbeit tun“, antwortet seine Frau.

Johann wirft ihr einen missmutigen Blick zu. Irgendetwas muss im Hochamt vorgefallen sein. Vielleicht ist die Osterpredigt des Pfarrers, den Johann unter Beobachtung hat, nicht nach dem Geschmack des Ortsbauernführers ausgefallen.

„Sag mir Bescheid, wenn Margarete wieder zu sich kommt“, sagt er.

„Mach ich.“

Johann verlässt das Schlafzimmer und steigt die Treppenstufen hinab.

Im Haus ist es still. Erst gegen Abend trifft endlich der Landarzt ein: Doktor Prinz. Er wirkt müde und abgekämpft, und er hat Hunger. Seine tiefliegenden Augen sind mit schwarzen Rändern unterlegt, die Wangen eingefallen. Er ist von eher kleiner, zierlicher Gestalt. Das Gesicht trägt jugendhafte Züge. Sein Alter ist schwer zu schätzen. Die Menschen wissen nicht viel über ihn, nur dass er nicht verheiratet ist. Was ihn hierher in diese Gegend verschlagen hat, kann niemand sagen. Jedenfalls kommt er nicht von hier. Sein Hochdeutsch hat irgendeinen Akzent, aber Anna, die nie über die Eifel hinausgeschaut hat, kennt sich mit Mundarten nicht sonderlich aus. Bayerisch ist es jedenfalls nicht, auch kein schwäbischer Akzent. In dem Haus, in dem der Doktor lebt, hat zuvor ein Jude

gewohnt. Immerhin hat dieser Prinz als Arzt einen guten Ruf.

„Möchten Sie eine Tasse heiße Kuhmilch? Die kommt frisch aus dem Euter.“

„Sehr gerne“, antwortet der Doktor. Er berichtet, dass im Ruhrgebiet, wo seine Mutter lebt, nur noch wenige Züge führen, da die Gleise bombardiert würden. Die intakten Bahnen stünden unter dem Beschuss britischer Tiefflieger.

„Ich habe Angst, dass meiner Mutter etwas passiert ist. Ich habe seit zwei Wochen nichts mehr von ihr gehört“, erzählt der Arzt.

Hier in der Eifel sei es dagegen friedlich wie im Garten Eden. Anna stutzt etwas. Vielleicht ist der Ruhrpott ja seine Heimat.

„Nun ja“, antwortet Anna, „wie man's nimmt. Sehen Sie sich nur meine Tochter an. Sie ist aus dem Fenster gestürzt. Ich mache mir große Sorgen um sie.“

Der Arzt nimmt einen großen Schluck aus der Tasse mit der heißen Milch, dann greift er nach seiner Ledertasche.

„Wo ist die Patientin?“

„Oben im Schlafzimmer.“

Anna geht voraus, der Arzt trabt ihr hinterher, die engen Stiegen hoch in den ersten Stock zu Margarete. Sie schwitzt und faselt im Wahn. Es sind unverständliche Wortfetzen, die sie hervorbringt.

„Sie hat Fieber“, erklärt der Arzt. Er beginnt, sie abzutasten, klopft auf Brust und Bauch, zieht an den Armen, tastet die Füße ab nach Reflexen. Margarete öffnet einen Spalt weit die Augen. Ihr Gesicht glüht.

„Sie hat eine Gehirnerschütterung!“ Doktor Prinz ordnet kalte Wadenwickel an. „Die senken das Fieber. Wie ist das passiert?“

Anna schüttelt nur unwissend mit dem Kopf. Es habe einen Knall und einen Schrei gegeben. Erst den Knall, dann den Schrei. Man sei nach hinten gelaufen, habe die Tochter, am Boden liegend, sich krümmend vor Schmerzen, auf der Streuobstwiese unter dem Apfelbaum vorgefunden.

„Ruhe, Ruhe, Ruhe und nochmals Ruhe“, verordnet der Arzt. „Eigentlich müsste sie ins Krankenhaus zur Beobachtung, aber das ist zwecklos. Der Transport schadet mehr, als dass er nützt. Sie muss viel trinken!“

„Ja“, antwortet Anna. „Ich achte darauf.“

Der Arzt klappt seinen Koffer zu. Er fühlt noch einmal Margaretes Puls.

„Schimpfen Sie nicht mit ihr, wenn sie wieder zu sich kommt. Aufregung ist Gift. Sie behält sonst ihr Leben lang Kopfschmerzen.“

„Das fehlte noch. Das kann hier keiner gebrauchen.“

Anna hat ihm ein Paket mit Lebensmitteln zurechtgelegt, das sie ihm in die Hand drückt: selbstgemachte Butter, ein Brot, Kartoffeln, rote Beete, Schinken.

„Sie könnten mir einen Gefallen tun“, sagt der Arzt. „Haben Sie ein rohes Ei für mich?“

„Aber sicher! Gerne!“

Anna eilt in die Vorratskammer. Sie kommt mit einem braunen, rohen Ei zurück.

„Es ist frisch von heute.“ Sie hält ihm das Hühnerei vor die Nase.

„Eine dünne Stopfnadel, bitte!“

Anna wühlt in der Schublade. Sie reicht ihm eine Nadel. Der Arzt pikst die Ober- und die Unterseite des Eis mit einer Nadel durch, dann setzt er es auf den Mund und saugt es vor Annas Augen leer.

„Köstlich“, sagt er. „Ich habe schon nachts von rohen Eiern geträumt. „Einfach köstlich!“

Anna schaut dem Arzt zu, wie er genüsslich das Ei ausschlürft. Sie schüttelt den Kopf. Wie kann einer nur von einem rohen Ei schwärmen? Niemand hier in den Weiten der Eifel käme auf so eine Idee.

„Wie gesagt: Viel Ruhe, keine Aufregung und deshalb keine Schuldzuweisungen an ihre Tochter. Das würde sie nur aufregen.“

„Viel Glück für Ihre Frau Mutter“, ruft Anna ihm zu, als er sich mit dem prallgefüllten Proviantbeutel im Hof auf sein klappriges Fahrrad schwingt. Er radelt davon.

Der Tag ist trübe. An der Hohen Acht hat es in der Nacht sogar Frost gegeben. Die Wiesen sind mit weißem Raureif überzogen, wie eine Zuckerglasur. Anna schließt die Fensterläden, befeuert die Öfen. Sie muss an Doktor Prinz denken. Sie setzt sich neben Margarete ans Bett. Margarete atmet ruhig. Sie schläft. Draußen ist es wieder kälter geworden. Der Winter will in diesem Jahr einfach nicht weichen.

Der Krieg schon eher.

Aber noch sind längst nicht alle Toten gezählt.

2

November 1944

An einem trüben Novembermorgen 1944 erreicht Niklas endlich den Steinbüchel. Von dem kleinen, mit Ginster und kargen Fichtenbäumen bestandenen Hügel schaut er hinab auf das schlafende Dorf. Es ist kalt. Niklas wirft den schweren Tornister ab und rammt ihn in die Erde. Dann setzt er sich darauf, zieht einen sorgfältig in Silberpapier verpackten Zigarettenstummel aus der Tasche der durchnässten Uniform, zündet ihn an. Hier sitzt er und raucht und schaut auf die Häuser wie auf ein Gemälde, das in einem berühmten Pariser Museum hängt. Tagelang hat er schweigend, dicht an dicht mit seinen verletzten Kameraden, in einem verlausten Waggon gehockt. Weg, nur weg von der Ostfront, wo sich eine Tragödie abspielt und die Russen unaufhaltsam nach Westen vorrücken.

In Koblenz, von wo aus der Zug weiter rheinabwärts fährt Richtung Bonn, ist Niklas aus dem Abteil gesprungen, mit seinem schweren Gepäck die Moselweinberge hinaufgeklettert und landeinwärts über die Hügel geflohen. Eine Woche ist es her, dass der Hauptmann ihn zu sich in den Unterstand rufen ließ.

„Heimaturlaub, Soldat!“

Niklas hatte ihn ungläubig angestarrt.